

# Die scheinhafte Welt der Professoren

Das Gelehrten-Bild in Literatur und Film hat sich geändert: Wissenschaft und Leben sind keine Gegenpole mehr

Professor Raat, von seiner Umgebung verspottet als „Unrat“, ist einer der bekanntesten Professorencharaktere der Literatur, nicht zuletzt deshalb, weil die Titelfigur aus Heinrich Manns Roman in Josef von Sternbergs „Der blaue Engel“ eine Übersetzung ins Medium Film erfuhr. Untypischerweise lehrte Raat nicht an einer Universität, sondern wirkte als wilhelminischer Gymnasialprofessor, eine Amtsbezeichnung, die nicht mehr verliehen wird und ihre Vertreter zuletzt mit Studiendirektoren gleichstellte. Typisch hingegen erscheint Raats Scheitern. Auch er entspricht dem literarischen Stereotyp vom Gelehrten, der dem wirklichen Leben nicht gewachsen ist. Thales von Milet muss als dessen Urbild gelten; nach Platons Bericht betrachtete er spazierend die Sterne, fiel in einen Brunnen und wurde deshalb von einer Magd ausgelacht.

Und heute? Professorenfiguren gibt es in Literatur und Film noch immer, sie entsprechen aber einem anderen Typus, wie die Saarbrücker Literaturwissenschaftlerin Christiane Solte-Gresser demonstrieren möchte („Der Sturz aus dem Elfenbeinturm. Komparatistische Begegnungen mit Professorenfiguren der Gegenwart“, in: *Comparatio. Zeitschrift für Vergleichende Literaturwissenschaft*. Bd. 4, Heft 1. Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2012).

Martin Walsers Roman „Brandung“, dessen Protagonist, eigentlich Gymnasiallehrer wie Raat, eine Gastprofessur in den Vereinigten Staaten bekleidet, dient ihr ebenso als Exempel wie Philip Roths „Das sterbende Tier“ und „Der menschliche

che Makel“ oder auch J. M. Coetzees „Schande“, wo jeweils waschechte Universitätsprofessoren die Hauptrolle spielen. Als filmische Beispiele zieht die Autorin etwa Tom Fords „A single man“,



Professor im Film: „A single Man“ Foto ddp

Sandra Nettelbecks „Helen“ oder „A serious man“ der Brüder Coen heran. Alle darin porträtierten Hochschullehrer geraten in Situationen, in denen sie buchstäblich mit ihrem Latein am Ende sind. Mit großer Wucht bricht das Leben über sie herein, zugleich droht ihnen ihr eigenes

zu entgleiten. Ihre Gelehrten- und Wissenschaftlerexistenz wirkt auf sie mit einem Mal scheinhaft. Und mit Ausnahme von Nettelbecks Helen haben alle außer-eheliche Affären.

Immer wieder kommt es zu Situationen, in denen die Protagonisten meinen, wieder ganz lebendig zu werden, doch das kann täuschen, weswegen es durchaus wichtig ist, dass die meisten der erwähnten Professoren kräftig dem Alkohol zusprechen. Die literaturgeschichtliche Neuerung, so Solte-Gresser, bestehe vor allem darin, dass die Charaktere sich zwar schwertun, neue Erfahrungen zu sammeln, aber sie dennoch machen. Daneben zeige sich das Besondere dieser Figuren in den narrativen und filmischen Techniken, mit denen sie gezeigt werden.

Sie alle seien „pathetische Figuren“ und litten an sich oder der Welt, und zwar deshalb, weil sie fähig seien, mehrere Perspektiven zugleich einzunehmen. Insofern erscheinen laut Solte-Gresser in diesen Werken Wissenschaft und Leben auch nicht wie in zahlreichen früheren Professorengeichten als simple Gegenpole. Die Multiperspektivität wiederum finde eine Entsprechung in einer intertextuellen oder auch selbstreferenziellen Komposition, die (außer auf sich) auf diverse Welterklärungsmodelle, auf andere Kunstwerke oder Mythologisches anspiele. Demnach wäre der Professor ein taugliches Figurenmodell für zeittypische Lebens- und Empfindungsweisen. Ernstzunehmende künstlerische Beispiele für den zeitgenössischen Managerprofessor, der mit der Verwaltung, mit ministeriellen Vorgaben und Bewertungssystemen ringt, scheint es indessen (noch) nicht zu geben.

Die Autorin schließt mit einem Ausblick: Wenn schon die erwähnten Figuren realisierten, dass ihr wissenschaftliches Selbstverständnis nicht mit einem „vollen Begriff von Leben“ zu vereinbaren sei, könnte das literarische Lebenswissen doch dazu genutzt werden, um einen anderen Wissenschaftsbegriff zu entwickeln, einen, der „weniger gewaltsam und weniger den gesellschaftlichen und politischen Machtstrukturen verhaftet ist als jener, der unseren Protagonisten den Boden unter den Füßen entzieht“. Den Abgrund zwischen Denken und Erfahrung könnten gerade die erwähnten Werke aufgrund ihrer Fiktionalität zu schließen helfen, meint Solte-Gresser. Das freilich klingt so allgemein wie unverbindlich, zumal deshalb, weil es für Literatur und Kunst auch insgesamt gelten könnte und längst nicht nur für solche, in der es um Professoren und Universitäten geht.

So zeigen Solte-Gressers Ausführungen neben einigem Typischen zeitgenössischer Professorenfiguren auch ein Typisches der Komparatistik und überhaupt der Literaturwissenschaft auf. Wo sie sich mit Vergleichen von Themen und Motiven begnügt, leistet sie vor allem Fleißarbeit. Wo sie mehr bezweckt, muss sie eingehender die einzelnen Werke befragen. Dass es zumal über diejenigen von Roth und Coetzee noch mehr zu sagen gäbe, versteht sich. Ein Anlass dazu ließe sich auch in der motivlichen Ähnlichkeit zwischen „Der menschliche Makel“ und „Schande“ finden, die darüber hinausgeht, dass beide Hauptfiguren Professoren sind und die Universität im Streit hinter sich gelassen haben.

THOMAS GROSS